

(Nachdruck verboten.)

1) Pelle der Eroberer.

Von N. Andersen Regö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

IV. Morgendämmerung.

Mitten da draußen in dem offenen, fruchtbaren Land, wo der Pflug gerade damit beschäftigt war, die schwarze Erde um die vielen freundlichen kleinen Wohnungen aufzuwühlen, lag eine finstere Burg, die nach allen Seiten der lächelnden Welt öde Mauern entgegenstellte. Keine Fensterscheiben fingen die Morgen- und Abendröte auf und gaben sie bewegt zurück, drei Reihen eisenbergitterter Gucklöcher verschlangen unersättlich alles Licht des Tages. Immer gleich gierig sperren die Mäuler auf, gegen den blauen Himmel gesehen, wirkten sie wie Löcher in die ewige Finsternis hinein. Mit erdrückender Schwere ragte der Steinkoloss über den vielen, lächelnden Wohnungen auf, aber die friedliche Bevölkerung schien sich nicht bedrückt zu fühlen. Sie pflügte ihren Acker bis hart unter die öden Mauern; und so weit hinaus, wie man die Burg sah, richteten sich die Augen mit einem Ausdruck darauf, der besagte, daß man sich gerade wohl fühlte hier unter den starken Mauern.

Gleich einem Wahrzeichen ragte das mächtige Gebäude über allem andern auf; es konnte sehr wohl einem Tempel ähneln, den eine dankbare Menschheit zu Gottes Ehre errichtet hatte — so imponierend war es. Aber in einer fernen Vergangenheit mußte das geschehen sein! So barbarisch baut man heute keine Wohnungen mehr — nicht einmal für den lieben Gott — als gelte es nur Licht und Luft auszuschließen! Das schwere Mauerwerk war ganz durchdrungen von der nasskalten Finsternis da drinnen, Jahrhunderte hatten die Oberfläche verwittert und darin üppige Kulturen aus Schimmel und Schwämmen gebildet, aber es schien noch eine Ewigkeit stehen zu können. — Das Gebäude war jedoch keine Festung, auch kein Tempel, in dessen Dunkel der unbekannte Gott wohnte. Näherete man sich dem großen, schweren Tor, das immer geschlossen war, so las man über der Wölbung das eine Wort **G e f ä n g n i s**, mit großen, eisernen Buchstaben gesetzt. Darunter stand ein einfältiger, lateinischer Vers, der recht anspruchsvoll besagte:

Ein aller Tugend und Weisheit Gott!
Gerechtigkeit gedeiht nur an diesem Ort.

Eines Tages mitten im Frühling tat sich die kleine Tür in dem Gefängnisportal auf, ein großer Mann trat heraus, und sah sich blinzelnd um. Das Tageslicht schlug ihm in das bleigraue Gesicht, so daß er zurüchtamelte und sich gegen die Mauer stützen mußte; es sah aus, als wolle er wieder hinaufflüchten. Er schöpfte tief Atem und wanderte dann in das offene Land hinaus.

Der Frühlingwind packte ihn mit einem gutgemeinten Griff, versuchte das zuchthäuslerisch geschnittene, graueiprenkelte Haar aufzuwühlen, das lockig und blond war, als er zuletzt darin hauste, und schlich sich wohlthuend bis an den nackten Körper hinein, wie eine weiche, ein wenig kühle Hand. Willkommen hier draußen, Pelle! sagte die Sonne und sah ihm in die ausgeweiteten Pupillen, wo das Zellendunkel sah und lauerte. Aber er verzog keine Miene, das Gesicht war wie in Stein gehauen. Die Augen zogen nur die Hornhaut so gewaltsam unter dem Einfluß des Lichts zusammen, daß es weh tat, und fuhren fort, suchend hinauszustarren. Jedesmal, wenn er einen Menschen erblickte, blieb er stehen und starrte gespannt, vielleicht in der Hoffnung, daß jemand kommen und ihn empfangen würde.

Als er auf die Landstraße einbog, wurde er angerufen. Er wandte sich in plötzlicher, hastiger Freude um, duckte dann den Kopf und setzte seinen Weg fort, ohne zu antworten, es war nur ein Strolch, der halb über einen Graben drinnen auf dem Felde hinguckte und winkte. Er kam über den gepflügten Acker gelaufen und brüllte heiser: „So wart doch, zum Teufel auch! Hat man hier den ganzen Tag gelegen und auf Gesellschaft gelauert, dann kannst Du doch wohl einen Augenblick warten!“ Es war ein breitschultriger, ein wenig schwammiger Durche mit flachem Rücken und einem dicken,

steilen Nacken, der ganz gerade in die Mütze hinausstieg, ohne den Hinterkopf hervortreten zu lassen und den Gedanken unwillkürlich auf das Schafott hinführte. Das Nasenbein war in das blaurote Gesicht eingesunken und verlieh ihm eine bullenbeißerartige Mischung von Brutalität und dummer Neugier.

„Wie lange hast Du gefessen?“ fragte er keuchend und blieb stehen. Er hatte böse Augen.

„Ich kam damals rein, als der liebe Gott noch ein kleiner Junge war, nun kannst Du es Dir ja selbst ausrechnen,“ antwortete Pelle kurz angebunden.

„Verdammt und verflucht, das war 'n gehörige Zeit. Und warum haben sie Dich verdonnert?“

„Ach, da war gerad' ein Platz frei. Da nahmen sie mich und steckten mich da hinein, damit er nicht leer bleiben sollt!“

Der Strolch sah ihn schulend an. „Ne, das is zu dick aufgeschmiert, das glaubt Dir doch keiner!“ sagte er unsicher. Plötzlich blieb er vor Pelle stehen und steckte ihm seine Stierstirn ins Gesicht: „Nu will ich Dir mal was sagen, mein Junge! Ich will ungern den ersten Tag, wo ich frei bin, Hand an jemand legen, aber Du sollst Dich doch ein wenig in acht nehmen und Dich mit Deiner verehrten Aufgeblasenheit an 'ne andre Adresse wenden, ja. Denn hier hab ich nun seit heut morgen gelegen und auf Gesellschaft gelauert!“

„Ich hab nicht die Absicht, irgendetwas Menschen zu beleidigen,“ sagte Pelle abweisend. Er sah so aus, als sei er noch nicht zu der Welt zurückgekehrt, und machte keine Miene zuzugreifen.

„Na, also nich, das is ein Glied für Dich. Sonst könntst Du mal darauf gefast sein, daß man einen Farbendruck von Deiner betrüblichen Frage nähme, so ungern man es auch täte. — Uebrigens soll ich Dich von Mutter grüßen.“

„Bist Du Ferdinand?“ fragte Pelle und erhob den Kopf.

„Stell Dich man bloß nicht an!“ Ferdinand spie auf den Weg. „Man is wohl Großbürger vom Eihen geworden, was?“

„Ich erkannte Dich ja nicht,“ sagte Pelle eindringlich; er war plötzlich ins Leben zurückgerufen.

„Na ja, wenn Du das sagst. Da muß wohl die Schmauze Schuld an sein, die haben sie mir den Abend eingeschlagen, als ich Mutter in die Erde gebracht hatte. Ich soll Dich übrigens grüßen.“

„Danke!“ sagte Pelle warm. Alte Erinnerungen aus der Arche riesen nach ihm und brachten sein Blut wieder in Wallung. „Ist es lange her, seit Deine Mutter starb?“ fragte er teilnehmend.

Ferdinand nickte: „Na ja, es war übrigens recht gut, denn nu is da niemand mehr, um den man ein schlechtes Gewissen zu haben braucht. Ich hatt' mir ja in den Kopf gesetzt, daß sie verdient hatt', es auf ihre alten Tage ein bißchen anständig zu haben, und ich war mörderlich vorsichtig. Aber dann wurd' ich doch bei einem lumpigen Einbruch ertappt und kriegt acht Monate. Das war gleich nachdem sie Dich eingelockt hatten, aber das weißt Du wohl?“

„Nein, woher sollt ich das wissen?“

„Ich hab es Dir doch rübertelegraphiert. Ich sah Dir gerade gegenüber, Flügel A, und als ich Deine Zelle ausgerechnet hatte, bestellte ich einen Abend die ganze Linie und klopfte Dir einen Gruß rüber. Aber da sah ein Muder von einem Pfarrer an der Ecke von Deinem Flügel, einer von diesen Sittlichkeitskerls — na, das weißt Du nich mal? Da, den hab ich die ganze Zeit in Verdacht gehabt, daß er meinen Bescheid nicht weiter klopfte, obgleich da 'ne schreckliche Menge Gelehrsamkeit auf solch Hindvieh verschwendet is. Als ich dann rausgekommen war, sagt' ich zu mir selbst, daß die Sache nu ein Ende haben sollt', denn Mutter hat das fürchterlich mitgenommen. Ich versuchte, in eine von den Sträßen zu kommen, wo die anständigen Gauner wohnen, und wurd' Kolporteur, und das ging sehr ordentlich. Denn es wäre doch 'ne insame Niedertracht gewesen, wenn sie vor Hunger freiert wär. Und wir hatten es gewaltig gut 'n halbes Jahr lang. Aber da schrumpfte sie doch ab, und darauf kannst Du Gift nehmen, nie im Leben is Ferdinand in solcher Dreckschleife gewesen wie den Tag, als er sie draußen auf dem Westfriedhof in die Erde gebracht hat. Na, nu liegt Mutter da und riecht von unten

an dem Unkraut, und nu kannst Du man gleich Schluß machen, sagt' ich zu mir selbst, denn nu hast Du hier doch nichts mehr zu schaffen. Und ich ging ins Geschäft und verlangte Abrechnung. Und da beschubsten sie mich um fünfzig Groschen — die Spitzbuben.

„Natürlich ging ich zur Polizei, ich war damals noch dumm genug dazu. Aber das is ja 'ne Bande, von Anfang bis zu Ende. Sie meinten ja nu, dem Ferdinand, dem könnt man kein Wort glauben, und wollten sich am liebsten gleich wieder einspinnen. Aber so viel sie auch schnüffelten, war da nichts, wo sie einhaken konnten. Verteufelt, wie gut er sich diesmal aus der Schlinge zu ziehen weiß, der Kerl! sagten sie da und ließen mich laufen. Aber sie sollten bald ihren Willen kriegen, denn nun nahm ich die Sache selbst in die Hand, und Du kannst mir glauben, das Geschäft zog den kürzeren bei diesem Arrangement. Denn, siehst Du, es gibt zwei Arten Leute; kleine Leute, die ehrlich sind, wenn sie sich plündern lassen, und dann die anderen. Zum Teufel auch, wozu soll man wie 'n geschorenes Schaf rumlaufen und sich wieder plündern! Na, aber mal fällt man rein, drei Jahr, bitte schön! Das nächste Mal krieg ich Zuchthaus!“

„Das kommt doch ganz auf Dich an,“ sagte Belle langsam. „Ra ja, etwas kann man natürlich dazu tun. Aber siehst Du, die Polizei wird immerzu durchtriebener, und der Mann is wohl noch nicht geboren, der sich früher oder später in die Falle geht.“

„Du solltest versuchen, wieder in eine anständige Beschäftigung hineinzukommen. Du hast ja doch gesehen, daß es geht!“

Ferdinand pfiff: „Auf die Lumpige Art und Weise! Besten Dank, sehr freundlich von Dir, mir solche flotte Anweisung zu geben. Ich sollt' den Großbürgern ihre fetten Gänse hüten, was? Und dann auf der Treppe sitzen und trocken Brot zu dem Geruch von dem Braten essen? Ne, ich danke! Und selbst wenn man wollte, meinst Du, daß es geht? Du kannst Dich darauf verlassen, daß sie gut aufpassen; versucht man ein ehrliches Geschäft, denn wahr ist es nicht zwei Tage, bis der Alte da is. „Was is das mit Ferdinand? Ich hör', er hat was auf dem Kerbholz. Es tut mir sehr leid, denn er is sehr brauchbar gewesen, aber es ist wohl das beste, wenn er sich nach was andern umsieht.“ Siehst Du, das sind die Anständigen, die andern warten ganz einfach, bis man seinen Arbeitslohn haben will, und dann knöpfen sie einem ganz einfach was davon ab, weil man einmal gegessen hat. Sie können ja nie wissen, ob man bei ihnen nicht auch lange Finger gemacht hat — wie? Und darum is es wohl am besten, wenn sie sich beizeiten sichern! Macht man Schwierigkeiten, dann kriegt man den „Dieb“ direkt ins Gesicht geschleudert; Du kannst mir glauben, Ferdinand hat sich das ausprobiert. Aber nu kannst Du es ja selbst mal versuchen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

1) Im sonnigen Süden.

Von Max Werner.

Durch die Wälder des südlichen Missouri brauste der Golf-Expres. Vereinzelte Farmen mit zahlreichen weidenden Kindern und Pferden tauchten hier und da auf und erregten das lebhafteste Interesse des jungen Mannes, der an einem Fenster des Expreszuges saß. Er hatte Sinn für die Landschaftsbilder, die da im Fluge an ihm vorüberzogen, und auf der Fahrt von Chicago herunter hatte er reichlich Gelegenheit gehabt, die industriereichen Gegenden von Illinois, die blühenden Städte am gewaltigen Mississippi und die großen, ausgedehnten Farmen des Staates Missouri zu bewundern.

Robert Helmbrecht war Lithograph und seit zwei Jahren in Amerika. Er hatte — wie so viele vor ihm — schnell reich werden und mit den ertassenen Dollars in Deutschland ein schönes, unabhängiges Dasein führen wollen. Und während der Zug dahnteilte, dachte er an die erste traurige Zeit in New York, wo er monatelang vergebens nach Arbeit gelaufen war, dann, als er endlich eine Stelle gefunden hatte, schlecht bezahlt wurde; wie er später nach Buffalo gereist war und einen „guten Platz“, wie man hierzulande sagt, erhalten hatte. Kurz darauf war ein großer Streik der Lithographen ausgebrochen, und Robert Helmbrecht stand vor der Wahl, als Streikbrecher den ertehnten hohen Wochenlohn einzustreichen oder als ehrlicher Kerl sich seinen Arbeitskollegen anzuschließen. Er tat das letztere und setzte bis zum Frühjahr den Rest seines mitgebrachten Geldes zu. Dann fuhr er nach Chicago und half den tiefen Grund ausgraben für einen 24stödigen Wolkenkratzer. Italiener, Polen, Russen waren seine Arbeitskollegen. Während der Schweiz

ihm von Gesicht und Stirn tropfte, versuchte er sich einzureden, daß es doch ein schöner Gedanke sei, an einem so gewaltigen Bauwerk mitgeholfen zu haben! Als er sich 30 Dollar erspart hatte, ließ er Gade und Schaufel im Stich, ging hinunter nach dem Michigan-See, saß auf der schönen Promenade den vorüberfahrenden Fahrzeugen der reichen Amerikaner nach und spann Zukunftspläne. Nach einigen Tagen fand er Arbeit in seinem Beruf und war glücklich.

Ein entsehrlich heißer Sommer kam und alle Arbeit ruhte. Da hatte Robert in einer deutschen Zeitung von einer offenen Stelle gelesen: in Foxhill im Staate Oklahoma wurde ein Lithograph gesucht, dauernde, angenehme Stellung usw. Er besann sich nicht lange, schrieb dahin und erhielt die Stelle. Nun fuhr er seinem neuen Wirkungskreise zu.

Das Landschaftsbild hatte sich verändert, auf beiden Seiten des Zuges dehnten sich weite Baumwollplantagen.

Ueberrascht blickte Robert auf die Felder; die schneeweißen Büschel an den Sträuchern boten einen angenehmen Anblick. In den Furchen liefen Neger, die Säcke umgebunden hatten und pflückten die Baumwolle. Auch Weiber und Kinder beteiligten sich an der Ernte. Die kleinen schwarzen Krausköpfe mit ihren großen Augen und hellstimmernden Zähnen hoben sich für eine kurze Weile und schauten dem vorbeiziehenden Zuge nach. Dieser verließ bald Missouri und dampfte nach Oklahoma hinein, dem jungen, kaum erschlossenen Staate der großen Republik.

Die Gegend sah noch recht sommerlich aus, trotzdem es schon Ende Oktober war. Die Wälder noch im vollen Grün, die großen Weideplätze noch futterreich, die Gärten vor den Häusern der kleinen Ortschaften noch im reichen, bunten Blumenschmuck. Durch das offene Fenster des Wagens strömte warme Luft herein.

Gegen Abend erreichte der Zug Foxhill, und Robert Helmbrecht stieg aus. Er hatte nicht weit zu gehen, bis er die Mainstreet, die Hauptstraße des Städtchens, erreichte. Meist einstödige Häuser fahen die ungepflasterte Straße ein, nur bergigelt erhob sich ein zwei- oder dreistödiges Ziegelhaus. Hoch aneinander gelegte Bretter bildeten den Fußweg, der sich an den Häusern hinzog.

Ein Polizist schlenderte die Straße herab. „Wo ist die lithographische Anstalt von Fred Morgner?“ fragte Robert.

Der Beamte spuckte ein gehöriges Quantum Tabaksaft aus, schob seinen Bissen Kautabak von der rechten nach der linken Wade und deutete mit der Hand die Straße hinauf: „Die dritte Querstraße — Ecke.“

Robert trat in die kleine Office ein und fand nur einen alten, knochigen Mann vor, der auf einer Kiste saß und eine kurze Pfeife zwischen den Zähnen hielt.

„Kann ich Mr. Morgner sprechen?“
„Nicht hier,“ Inurrte der Alte.
„So will ich warten, bis er kommt.“
„Yes.“ Das war alles, was der Mann zwischen Pfeife und Zähnen hervorbrachte.

Robert betrachtete das Lokal. Ein Laden in gemischter Zusammensetzung: Bücher, Zeitungen, Ansichtskarten, Zigarren, Rauch- und Kautabak, weiter hinten Früchte und Nüsse.

Ein Mann trat in den Laden und verlangte eine Zigarre. Der Alte erhob sich schwerfällig, reichte die Zigarre hin und warf den erhalteneu Nidel in die Kasse.

„Wo ist Fred?“ fragte der Käufer, während er sich die Zigarre anzündete.

„Nicht hier,“ Inurrte der Alte wieder.
„Das sehe ich; ich will wissen, wo er ist?“
„Am Bahnhof.“
„Was will er da?“
„Wartet auf einen Lithographen.“
„Ach so.“

Robert ahnte den Zusammenhang: Morgner hatte ihn abholen wollen und ihn nicht getroffen. Er teilte diese Vermutung dem Fremden mit.

„O, Sie sind der Mann aus Chicago?“ fragte dieser in deutscher Sprache. Und als er bejahte, reichte ihm der Mann die Hand. „Herzlich willkommen. Mein Name ist Eddie Binz. Fred ist sicher zu spät zur Bahn gekommen. Es ist seine alte Schwäche, immer zu spät zu kommen.“

Da trat ein Mann durch die Tür, der wohl zwei Meter hoch sein mochte. Sein glattrasiertes rotes Gesicht hatte einen grimmigen Ausdruck. Ein langer verschoffener Rock und eine alte Mühe gaben dem Hünen das Ansehen eines Trödlers.

„Da kommt er in höchst eigener Person,“ sagte Binz. „Dein Mann ist schon hier,“ wandte er sich an Morgner, über dessen Gesicht ein freundiges Lächeln zuckte.

Beide Hände streckte er Robert entgegen.
„Gott sei Dank, daß Sie da sind, ich dachte schon, Sie würden nicht kommen. Ich habe in der letzten Zeit so viel Not mit meinen Leuten gehabt.“

Binz fragte, wo er eigentlich gewesen sei, ob er zu spät gekommen sei; blinzelte dabei Robert zu, um diesen auf den kommenden Sturm vorzubereiten.

„Herrgott noch mal,“ brüllte Morgner los, „eine halbe Minute, nicht mehr, bin ich zu spät gekommen, das ist alles. Was quatscht Du denn hier herum, Binz? Hast Du nichts zu tun?“

Und den Alten, der noch immer regungslos da saß und an seiner ertalteten Pfeife laute, fuhr er hart an: „Was sieht Du hier,

Mite? „Scher Dich zum Teufel, wenn ich hier bin, brauche ich Dich nicht mehr.“

Mite erhob sich und schritt langsam nach der Tür.

„Mite, schließ erst die Tür und die Fenster,“ rief ihm Morgner etwas milder zu. „Wir gehen gleich zum Souper, Mr. Selmbrecht,“ wandte er sich im freundlichen Tone an seinen neuen Gehilfen.

Robert mußte lachen. In wenigen Minuten hatte dieser Mann jäh die Stimmung gewechselt, das konnte ja gut werden. Binz verabschiedete sich und Mite schloß die Läden.

Morgner ging mit Robert einen Block herunter und trat in ein Speisehaus.

„Guten Abend, Fred,“ rief ihm der Wirt entgegen.

Die Kellner wie auch die anwesenden Gäste begrüßten ihn; die ganze Stadt schien ihn zu kennen.

Nach dem Essen erläuterte Morgner sein Geschäft. Er hatte vor Jahren eine kleine Lithographie eingerichtet. Sein guter Freund zeichnete, Morgner hielt den Laden und ging nach Kundschaft aus. Der Freund hatte ihn aber betrogen und bestohlen, und nun mußte er sich einen Gehilfen zulegen — um die Kundschaft zu erhalten.

„Haben Sie soviel zu tun, daß Sie einen Gehilfen brauchen?“ fragte Robert.

„Herrgott noch mal,“ brauste Morgner auf, „ich bin ja gar kein Lithograph, ich kann kein Wort zeichnen. Ich mache nur die Aufgeschäfte. Verstehen Sie mich?“

Sein Born war schnell verrauht und ging in ein dröhnendes Lachen über.

„Sie haben gutes Arbeiten bei mir, sind Ihr eigener Herr. Ich bin ein bißchen sonderlich, aber Sie gefallen mir, ich denke, wir werden uns gut vertragen.“

„Wo soll ich eigentlich arbeiten,“ fragte Robert, „da oben in Ihrem Laden?“

„Hinter dem Laden beginnt das Atelier,“ sagte Morgner mit wichtiger Miene. „Wie lange sind Sie denn schon in Amerika?“ fragte er plötzlich durch die Fragen Roberts stutzig geworden.

„Zwei Jahre,“ antwortete Robert.

„Ach so. Dann kommt Ihnen noch manches komisch vor hierzulande. Aber Sie werden sich bald an die wüsten Sachen gewöhnen. Zumal hier im Süden müssen Sie manchmal ein Auge zudrücken. Ist doch eine ganz andere Sache als im lieben Deutschland. Vor zehn Jahren war hier nichts als Wald, und jetzt haben wir eine Stadt von 4000 Einwohnern. Nach zehn Jahren haben wir vielleicht die zwanzigfache Einwohnerzahl. Unser junger Staat hat Ausficht, starke Einwanderung von Osten und Norden zu erhalten, die Ansiedelungen und Ortschaften wachsen wie Pilze aus der Erde.“

Spät trennten sie sich. Im „Hotel“, einem Holzhaufe, fand Robert recht bunte Gesellschaft. Das Bett war groß und breit, aber wenig sauber. Die Dielen wurden allem Anschein nach nie oder nur jährlich gefegt. An den Wänden hing die verrukte Tapete stellenweise herab. Er teilte sein Schlafzimmer mit zwei älteren Männern. Der eine schnarchte bald lustig darauf los, als er eingeschlafen war. Der andere fing an zu husten, trocken und rasselnd; alle 5 bis 10 Minuten ein Anfall.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Wirtschaftsgeschichte der Kunst.

Von Dr. Wilhelm Hausenstein

Die Wirtschaftsgeschichte der Kunst ist ein Gebiet, das einer systematischen Bearbeitung noch harret. Bis jetzt bestehen nur Ansätze zu einer Erforschung der wirtschaftlichen Grundlagen der bildenden Kunst in Vergangenheit und Gegenwart. Es sollen im Folgenden einige Stichproben des Problems gegeben werden, die kurz andeuten, um was es sich in der Wirtschaftsgeschichte der bildenden Kunst etwa handelt.

Bereits im Mittelalter bestehen Zeitlohn und Stücklohn — der meist in der speziellen Form des Affordlohns erscheint — nebeneinander. Die Hauptform ist anfänglich der Zeitlohn. Der alt-niederländische Maler Melchior Broederlam, der am Ende des 14. Jahrhunderts in Opijnen lebte, ist in einem Dokument aus dem Jahre 1385 mit einem Jahreslohn aufgeführt, den er als „Maler und Kammerdiener des Herzogs von Burgund“ empfing. Neben diesem Zeitlohn, für den sich Broederlam immer bereit halten mußte, die künstlerischen Wünsche des Herzogs zu befriedigen, empfing er zuweilen noch einen speziellen Stücklohn für außerordentliche Leistungen. So erhielt er im Januar 1386 für die Bemalung des Wagens der Herzogin 60 Livres und im Februar 1386 für die Bemalung zweier seidener Standarten mit dem Wappen und dem Leibspruch des Herzogs in Gold und Oelfarben 82 Livres. Bei Stücklohn (Affordlohn) kam es oft vor, daß ein Künstler bis zur termingerechten Fertigstellung ein wertvolles Pfand einsehen mußte. Ein Vertrag des burgundischen Herzogs Philipp des Kühnen mit Broederlam von 1394 besagt zum Beispiel: Broederlam hatte zwei Altarschreine mit Bildern aus der heiligen Geschichte zu bemalen, die Farben, speziell auch das Gold für die Goldgründe, und alles Material zu liefern und dafür einen bestimmten Stücklohn zu beanspruchen; bis zur Vollendung mußte er sein ganzes Hab und Gut als Pfand lassen.

Dieser Vertrag hatte einen ausbeuterischen Charakter auch für die Zeit, in der er gemacht wurde. Die Pfandsforderung soweit zu treiben, war auch damals ungewöhnlich. Ungewöhnlich und ausbeuterisch war gerade für damals die Bestimmung, daß Broederlam das Gold selber zu stellen hatte; denn die teuersten Farben, nämlich Gold und Ultramarin, waren im Mittelalter in der Regel vom Besteller zu beschaffen oder wurden zum mindesten regelmäßig außerhalb des Hauptonorars eigens vom Besteller bezahlt.

Eine dritte Form der Entgelte war im Mittelalter die Schenkung. Philipp der Kühne schenkte dem Maler Broederlam beispielsweise einmal 60 Livres zur Erneuerung des Hauses des Malers: „in Ansehung der guten und angenehmen Dienste“, die Broederlam dem Herzog geleistet hatte. Diese Art des Entgeltes entspricht dem wirtschaftlichen Charakter des Mittelalters besonders gut. In der modernen Entwicklung setzte sich der Grundsatz der speziellen Bezahlung der einzelnen Leistung oder eines zeitlich verbundenen Zusammenhangs von Leistungen als alleiniges Prinzip wirtschaftlichen Entgeltes durch. Das Mittelalter kannte in großem Umfang das feudale Prinzip der Schenkung, die nicht Lohn für eine bestimmte Leistung, sondern nur ein Mittel ist, den Empfänger in der Art feudaler Ausbeutung allgemein zu verpflichten. Auf dem Gebiet der Wirtschaftsgeschichte der Kunst kommt freilich diese Methode heute noch oft genug vor.

Auch eine andere, heute noch bestehende Methode feudaler Entlohnung wurde im Mittelalter begründet: das ist die naturalwirtschaftliche Teilentlohnung durch Aufnahme des Künstlers in die Hausgemeinschaft des Auftraggebers. Diese Aufnahme hatte verschiedene Formen. Wir finden Beispiele einer primitiv kommunistischen Beteiligung der Künstler an Hausgemeinden. Hier ist der Bericht eines mittelalterlichen Kirchenhistorikers, des Oedericus Vitalis, über einen geistlichen Neubau zu Pontieu in Frankreich interessant. Der Bauherr, ein Klostervorsteher Benedictus von Pontieu, lud Künstler an den Bauort ein: „Dorthin strömte aus aller Welt eine Menge von Gläubigen, Pfaffen und Laien, und der genannte Vater (Benedictus) empfing alle mit geistlichem Ruf und schrieb den einzelnen vor, die christlichen Künste, die sie gelernt hatten, im Kloster auszuüben. Da kamen Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Bildhauer, Goldarbeiter, Maler und Maurer, Winzer und Bauern und kunstreiche Leute genug, die in allen möglichen Berufen sehr erfahren waren. Sie verrichteten mit Fleiß, was der Befehl des Oberen von ihnen verlangte. Und alles, was sie verdienten, trugen sie zusammen und verzehrten es gemeinsam.“

Es handelt sich da offenkundig um eine kommunistische Organisation kunstschaffender Lohnwerker, die im Zeichen des Katholizismus mönchisch zusammentraten. Derartige Möglichkeiten wurzelten in der mittelalterlichen Wirtschafts- und Geisteskultur überhaupt und speziell in dem Wesen mittelalterlicher Kunst. Die mittelalterlichen Künstler machten nicht wie viele moderne den feierlichen Anspruch, Kulturaristokraten zu heißen. Der mittelalterliche Künstler war durchaus Handwerker und empfand als Handwerker. Die Bildhauer, die uns die wunderbaren Statuen der gotischen Kathedralen hinterlassen haben, waren einfache Steinmehrer. In den Werkverträgen heißen sie (lateinisch) einfach „operarii“: das bedeutet „Arbeiter“. Einer der besten Kenner der mittelalterlichen Kunst, Wilhelm Vöge, schreibt:

„Die Bildhauer hoben sich auch als Klasse nicht aus der Reihe der Steinmehrer heraus. . . . Sie sind vielfach zu einfachen Steinmehrarbeiten mitverwendet worden. . . . Im Jahre 1384 arbeitete am Bettner der Kathedrale von Trobes vorübergehend ein gewisser (Bildhauer) Konrad von Strazburg: er war im Lohn vollkommen den gewöhnlichen Maurern gleichgestellt und verdiente nicht einen Heller mehr wie sie. . . .“

Die wirtschaftsgeschichtliche Natur der mittelalterlichen Kunst war also sehr demokratisch: demokratisch im Sinne des einfachen Lohnwerkertums.

Dies sind die beiden Pole der Wirtschaftsgeschichte mittelalterlicher Kunst: der Künstler erscheint in einem Fall als Mitglied demokratischer Lohnwerkergruppen, im anderen als dienender Hausverwandter eines Fürsten. Dies entspricht vollkommen der sozialökonomischen Natur des Mittelalters: bürgerlich-demokratische Genossenschaften auf der einen Seite, fürstlicher Absolutismus auf der anderen Seite waren die am meisten hervorstechenden sozialökonomischen Erscheinungen des Mittelalters.

Hier noch ein Beispiel fürstlicher Kunstpolitik. Im Haag lebte zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ein fürstlicher Abenteurer, Johann von Bayern. Ihm erschien wie allen kühneren Fürsten jener Zeit die Begünstigung der Kunst als ein Machtmittel des Absolutismus. So nahm er den berühmtesten nordischen Maler jener Zeit, Jan van Eyck, als Hausverwandten in seine Dienste. Mitten unter Rittern, Kammerlingen, Pagen, Spielleuten, Dienern erscheint in einem Dokument auch der Maler Jan van Eyck als „myns genadichs heeren selber“ („meines gnädigen Herren Maler“). Zwei Jahre lang empfing er täglichen Sold und sicher auch Naturalverpflegung. Nach den Rechnungen eines gewissen Heinrich Koothast, der Schatzmeister Johanns von Bayern war, empfing „Jan der Maler“ für sich und seinen Diener Ende 1422 zum Anschlag von „10 Löwen“ für den Tag für neun Wochen und drei Tage die Summe von „5 Livres 10 Sous de gros“ (5 Livres und 10 große Sous).

Um 1425 trat Jan in das Gefolge Philipps des „Guten“, Herzogs von Burgund. Die Bestallung berechnete den Maler zu einem Jahresgehalt von 100 Livres. Außerdem waren dem Maler

ein Diener und zwei Pferde, auch Wohnungsgelder ausgesetzt. Dafür hatte Jan van Eyck die Pflicht, den Herzog auf allen Reisen als „varlet de chambre“ (Kammerdiener) zu begleiten und zu malen, was dem Herzog auf seinen Reisen oder zu Hause malenswerth erschien.

Hausverwandter eines Fürsten oder einer Dombauehütte zu sein, war im Mittelalter die sicherste Art des Einkommens aus künstlerischer Berufsarbeit. Freilich kamen sehr oft die großen Herren ihren Verpflichtungen nicht nach.

Möglichkeiten des Einkommenserwerbs fanden die Künstler schließlich aber auch bei gelegentlichen Einzelaufträgen von Privatleuten oder von Magistraten.

Nimmt man den Durchschnitt des künstlerischen Berufs Einkommens im Mittelalter überhaupt, so ergeben sich nach Berechnungen, die der französische Wirtschaftshistoriker d'Avenel aufgestellt hat, folgende Ansätze: die Tageseinnahme eines Malers schwankte im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zwischen 9, 5 und 23 Frank modernen Geldes. 23 Frank erhielt 1302 der italienische Maler Cimabue; er hatte aus diesem Lohn aber auch einen Gesellen zu bezahlen. Hugo van der Goes bekam gemeinsam mit einem gewissen Daniel de Ryde zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts den Auftrag, Straßendeforationen für einen Festzug in Brügge zu malen. Der Taglohn war für de Ryde 20, für Hugo van der Goes 14 Solz. (20 Solz oder Sous waren 1 Livre. Livre hieß im französischen Kulturgebiet die wichtigste Silbermünze; sie entspricht dem modernen Frank, hatte aber ein Vielfaches der Kaufkraft eines modernen Frank, ein größeres absolutes Gewicht und in guten Münzperioden einen größeren Silbergehalt. Auch nur annähernd genaue Umrechnungen sind beinahe unmöglich, auch die Angaben d'Avenels sind nur ein Versuch, der wahrscheinlich zu hoch greift.) Hugo van der Goes bekam 1468 einige Zeit einen Taglohn von 22 Frank (im Sinne modernen Geldes und moderner Kaufkraft nach d'Avenel); von diesem Geld hatte er aber auch „hulperen“ (Gelfer) zu bezahlen. An Stückpreisen erzielte der große Italiener Giotto Summen von 90 bis 250 Frank. Von Florenz bezog Giotto eine Pension im Werte von 4400 Frank.

In dem Zeitalter, das man die Renaissance nennt, ist die Geschichte dreier italienischer Meister für die Wirtschaftsgeschichte und Sozialgeschichte der Kunst besonders interessant: die Mantegna, die Michelangelos und die Tizians.

Der Markese (Markgraf) Lodovico Gonzaga von Mantua betrachtete, wie die Renaissancefürsten überhaupt, die Begünstigung der Kunst als eine politische Klugheit ersten Ranges. So bemühte er sich, eines der größten Genies der Zeit, den Maler Andrea Mantegna, für seinen Hof zu gewinnen. Er schrieb an Mantegna 1458 folgenden Brief:

„Wir teilen Euch mit, daß es Unsere Absicht ist, mit gutem Willen alles aufrecht zu erhalten, was Wir Euch früher durch Unsere Briefe versprochen haben, und darüber hinaus Euch 15 Dukatens Gehalt im Monat zu zahlen, für eine freie Wohnung zu sorgen, wo Ihr bequem mit Eurer Familie leben könnt, Euch jährlich so viel Korn zu geben, daß es für den Aufwand von sechs Personen reicht, und so viel Holz, als für Euren Gebrauch nötig sein wird; und Ihr braucht nicht den mindesten Zweifel zu hegen. Und damit Ihr nicht wegen der Kosten der Ueberführung Eurer Familie bedenklich seid, versprechen Wir Euch, zur Zeit, wo Ihr kommen wollt, Euch auf Unsere Kosten eine Barke zu schicken.“

Mit diesen fürstlichen Versprechungen hätte Mantegna zufrieden sein können, wenn sie gehalten worden wären. Aber ein Brief des Meisters vom 23. Dezember 1463 beweist, daß die Versprechungen schlecht gehalten wurden. Er schrieb damals, daß er seit Monaten kein Gehalt mehr bekommen habe. Aber damit nicht genug: der Markgraf ließ den Maler unter fürstlichen Launen bis zur Verzweiflung leiden.

Am 13. Mai 1478 schrieb Mantegna an den Gonzaga mit dem Hinweis auf den Bestallungsbrief:

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

St. Genesius heißt der Schutzpatron der Bühnenkünstler, dessen Tag auf den 25. August fällt und dessen Leben dramatisch genug verlaufen ist. So sehr, daß es als richtiger tragischer Vorwurf einigemale behandelt worden ist: das erstmal von M o t r o u, einem Zeitgenossen und Freund Corneilles, der ein Drama „St. Genesius, der heidnische Schauspieler“ schrieb und sodann von Felix Weingartner, der Genesius zum Helden seines nach ihm benannten Musikdramas gemacht hat. Genesius lebte zur Zeit der diokletianischen Christenverfolgungen; er war Komiker und hatte in einer Pötte, die die Christen verspottete, einen Mann darzustellen, der kurz vor seinem Tode die Taufe beehrte. Sie wurde ihm von einem anderen Schauspieler erteilt, aber da geschah eine dramatische Wendung, die von dem Autor nicht vorgeschrieben war. Kaum war der Darsteller der komischen Rolle getauft, als er mit einer geradezu feierlichen Verehrtheit die Lehren des Christentums vortrug und für sie zeugte. Die Zuschauer saßen erstarrt; noch nie hatte Genesius so echt und überzeugend gespielt. Die heimlichen Christen, die im Theater saßen, sprangen erregt auf

und die Heiden schrien durcheinander; schließlich wußte man nicht mehr, was Spiel, was Wahrheit war. Auch der Kaiser war in jener Vorstellung anwesend; er ließ den vortrefflichen Schauspieler vor sich führen und sagte ihm, er habe den christlichen Fanatiker überzeugend gespielt. Da bekannte Genesius, mit der Taufe sei die Wahrheit des Christentums gleich einer Offenbarung über ihn gekommen. Der Kaiser wandte sich ab und ließ Genesius ins Gefängnis werfen; er sollte widerrufen und wurde gefoltert, blieb aber beharrlich und erlitt den Märtyrertod. Die Kirche hat ihn heilig gesprochen — als einzigen Vertreter des Schauspielerstandes, dem sie sonst nicht recht gewogen war; haben doch die Kirchenväter das Theater und seine Angehörigen samt und sonders mit dem Bann belegt.

Bergbau.

Grubenexplosionen und Erdbeben. Der jüngsten Grubenexplosion in Bochum vom 8. August folgte fast unmittelbar eine Reihe von Erdschütterungen, die am nächsten Tage in dem großen Erdbeben am Marmarasee ihren Höhepunkt erreichten. Dieses zeitliche Zusammentreffen der Ereignisse veranlaßt den „Matin“, die Frage nach der Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen Erdbeben und Grubenexplosionen aufzuwerfen; eine Reihe von Tatsachen legen den Gedanken einer solchen Möglichkeit nahe. Am 18. Juni 1885 wird in New York ein Erdbeben beobachtet, am selben Tage ereignet sich in Clifton Hall eine Schlagwetterkatastrophe, die 110 Opfer fordert. Am 23. Februar 1887 tritt in Italien und in Südfrankreich ein Erdbeben ein; am 1. März fordert die Grubenexplosion von Saint-Etienne 75 Tote und fünf Tage später, am 5. März, eine zweite Explosion in Mons 160 Tote. Am 1. November 1888 wird in Vigne ein Erdbeben beobachtet, am 3. November kommt die Grubenexplosion von Campagna mit 80 Toten. Am 30. Oktober 1900 Erdbeben in Venezuela; am 3. November Grubenexplosion in Philippin in den Vereinigten Staaten, 32 Tote und 110 Verwundete. Am 17. Mai 1902 Erdbeben in Guatemala; am gleichen Tage Grubenexplosion in Coal Creel in den Vereinigten Staaten, 300 Opfer. Am 7. März 1908 Erdbeben in Santa Lucia auf den Antillen; am 10. März die furchtbare Grubenkatastrophe in Courrières, 1200 Opfer. Am 18. und 24. Januar 1907 Erdbeben in Italien; am 28. Januar die Grubenexplosion von Saarbrücken, 200 Opfer. Und am 15. Oktober 1911 Erdbeben auf Sizilien; drei Tage später, am 18. Oktober, fordert die Grubenexplosion von Saint-Etienne 26 Opfer.

Sollte wirklich ein Zusammenhang zwischen Erdbeben und Grubenexplosionen bestehen, so wären erstere ja als natürliche Warner anzusehen. Um so aufmerksamer müßten dann aber auch die Verwaltungen auf Sicherheitsmaßregeln für die Arbeiter bedacht sein, so daß Explosionen verhindert würden.

Haushirtschaft.

Kaffeebereitung ohne Feuer. Die neuesten Forschungen über die Beschaffenheit der Kaffeebohnen ergaben, daß die ungesunden und bitteren Bestandteile wie Koffein und Tannin durch das kochende Wasser gelöst und zur vollen Wirkung gebracht werden, daß dagegen andererseits die Öle, durch die Wohlgeschmack und Aroma zustande kommen, beim Kochen zu schnell verdunsten. Von diesen Erfahrungen ausgehend empfiehlt ein Sachverständiger in der Zeitschrift „Die Küche“ als beste Methode, den Kaffee möglichst stark als Extrakt mit kaltem Wasser zu bereiten, und erst im Augenblick, da er genossen werden soll, durch Zusatz von heißer Milch, Sahne oder auch nur Wasser zu erwärmen. Besonders wenn Kaffee auf Vorrat, zum Beispiel für längere Touren, bereitet werden soll, empfiehlt sich das kalte Verfahren, bei dessen Anwendung Haltbarkeit bis auf drei Wochen und darüber erzielt wurde, wenn man den Extrakt gut verkorkt an kühlem Orte aufbewahrt.

Von großer Wichtigkeit für diese Extraktbereitung ist das Mahlen der gebrannten Kaffeebohnen, die zu möglichst feinem Mehl, und zwar sehr rasch gemahlen werden müssen, weil die durch schnelle Reibung entstehende Wärme die Abdunstung der dunstenden Öle begünstigt. Das Mahlen soll (wo das möglich ist) auch erst unmittelbar vor der Bereitung geschehen. Am schärfsten man das Kaffeemehl in den Trichter einer sogenannten Karlsbader Porzellanmaschine, läßt jedoch Deckel und den oberen Einsatz fort. Auf den Kaffee legt man ein Stückchen leimfreies Eis und läßt dann langsam kaltes Wasser, am besten aus der Leitung (nicht hartes Quellwasser), über Eis und Kaffee tropfen, während man Wasser und Kaffee zu diesem Drei verrührt. Die Filtration wird erleichtert, wenn man zwischen Trichter und Kanne einen kleinen Holzspan klemmt, der den Zutritt von Luft gestattet. Nachdem genügend Wasser durchgeseiht, gießt man den flüssigen Kaffee nochmals auf den nassen Grund, damit er zum zweitenmal durchsichere, wobei das Eis, falls nötig, erneuert werden muß. Da ein starker Extrakt erzielt werden soll, muß selbstverständlich nicht zu viel Wasser im Verhältnis zum Kaffeemehl verwendet werden, weil erst kurz vor dem Genuß der richtige Stärkegrad hergestellt wird durch Zusatz von kochender Milch, Sahne oder Wasser, wodurch die aromatischen Öle dann gelöst werden.

Die Anwendung von Metallkannen oder Trichtern ist nicht zu empfehlen, weil sich in den Rigen leicht vegetabilische Rückstände festsetzen, die mit der Zeit in Zerfetzung übergehen und dem Kaffee einen unangenehmen Geschmack verleihen.